

# Der neue Adam

Autor(en): **Roger, Noëlle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 16

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756278>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER NEUE ADAM

ROMAN  
VON  
NOËLLE ROGER

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von  
Bettina Flied. Nachdruck verboten

## 12. Fortsetzung

Am nächsten Morgen war sie kaum bleicher als gewöhnlich, und Flécheyre besorgter Blick begegnete traurigen, entschlossenen Augen, die ihm fast zulächelten.

«Was hast du beschlossen, mein Kind?» fragte er sanft.

«Ich reise heute abend», antwortete sie.

Flécheyre sah sie einen Augenblick schweigend an, dann sagte er:

«Ich werde dich begleiten.»

Sie erhob keinen Einwand. Mit gesenktem Kopfe blieb sie vor ihm stehen. Flécheyre war über ihre Ruhe erstaunt. Er hätte einen Gefühlsausbruch vorgezogen, um sie beruhigen und trösten zu können. Dieser tränchenlose Entschluß zerriß ihm das Herz.

«Jacqueline,» sagte der Arzt, «er liebt dich. Vielleicht wirst auch du ihn eines Tages lieben ... und glücklich sein.»

Sie antwortete nicht. Um zu verbergen, wie weh ihr diese Worte taten, wandte sie sich ab. Er verstand. Sie opferte sich.

«Verzeih' mir, mein liebes Kind,» seufzte er. «Ich versuche ja, mich vor dir zu verteidigen, nicht allzu schuldig dazustehen. Wenn ich dich das Unheil wieder gutmachen lasse, das ich selbst angerichtet habe ...»

«O Meister!» protestierte sie.

«Ja ...» fuhr er fort, «wir haben nie davon gesprochen und trotzdem weißt du, nicht wahr? Du weißt, welche Verantwortung ich für Silenrioux trage?»

«Ja, Meister. René hatte es mir gesagt,» antwortete sie ganz leise.

Sie schwiegen. Worte waren zu schmerzlich.

«Meister,» sagte dann Jacqueline mit leiser Stimme, «meine einzige Hoffnung ist, daß ich dort, neben ihm, versuchen kann, zu verhindern ... ihn von schrecklichen Dingen zurückzuhalten. Wenn er mich liebt, wird er mir keinen Kummer bereiten. Und wenn Sie wissen, daß ich dort bin und über ihn wache, werden Sie nicht mehr in ständiger Angst leben. Diese Angst tötet Sie.»

Er zog sie an seine Brust, wie an jenem Tage, als sie, nach Silenrioux' Offenbarungen vor Scham gezittert hatte. Und da er sah, wie sie, die Zarte, dem unerbittlichen Schicksal die Stirn bot, wurde er von Mitleid ergriffen und drückte zitternd einen Kuß auf ihre Haare.

Schweigen. Die Dankbarkeit des Greises war für sie das Schönste auf Erden. Dann ergriff er das Wort:

«Wie soll ich Marie diese plötzliche Abreise erklären?»

Frau Flécheyre war die einzige, die weinte. Trotzdem fand sie Hervés Liebe ganz natürlich, ebenso natürlich, daß Jacqueline sie verließ, um zu heiraten.

«Wir sind Egoisten,» sagte sie schluchzend. «Wir glauben, Jacqueline müßte immer bei uns bleiben. Aber sie muß es machen wie die anderen, ein Haus gründen, Mann und Kinder haben, glücklich sein!»

«O Madame!» flehte Jacqueline, «ich war so glücklich in Ihrem Hause!»

«Du wußtest nicht, daß dir die Liebe fehlte,» antwortete Marie mit einem Lächeln, das ihre müden Augen wieder jung machte. «Aber ich verstehe nicht, warum Ihr fortreist! Konnte Hervé nicht herkommen? Eine solche Reise seiner Braut zuzumuten! Das ist unerhört!»

Flécheyre suchte nach einer Erklärung und erfand eine Geschichte, deren er sich niemals mehr erinnern konnte.

«Denke daran, daß unser Haus dein Haus ist, Jacqueline,» sagte Marie beim Abschied.

\*

Der Zug rollte durch die Nacht. Jacqueline lehnte sich erregt zum Fenster hinaus und achtete nicht auf den Wind, der ihr ins Gesicht blies. Ihr schien es, als versinke ihr Leben in der Finsternis wie der durch tiefschwarze Ebenen gleitende Zug. Sie sah, in Zwischenräumen, die Lichter der Bahnwärter wie armselige Nachtlämpchen in der Dunkelheit. Da dachte sie, daß ihre Sorge und Wachsamkeit diesen Nachtlämpchen gleichen würden, über Silenrioux' Lebensbahn verstreut, auf der eine entfesselte Intelligenz dahinstraste. Dieser Gedanke war ihr ein Trost. Und sie begrüßte jedes Licht wie einen Freund.

Jacqueline erinnerte sich später dieser langen Stunden. Sie saß im Coupé Flécheyre gegenüber und sah die düstere Landschaft vorübergleiten.

«Mein letzter Tag,» dachte sie.

Flécheyre las. Aber sie bemerkte, daß er die Seiten seines Buches nicht umschlug. Oft begegneten sich ihre Blicke. Einmal seufzte er:

«Meine rechte Hand, wie wirst du mir fehlen!»

Sie antwortete nicht, aus Furcht, sich zu verraten. Und hätte ihm doch so viel zu sagen gehabt!

Abenddämmerung senkte sich aufs Land, verwischte die Ferne, zerstörte die Einzelheiten. Jacqueline schlummerte ein. —

Berlin. Flackernde Lichter in unbekanntem Straßen. Endlich im Hotel. Die letzte Nacht. Morgen wird Jacqueline Silenrioux sehen, der durch ein Telegramm benachrichtigt wurde.

\*

Sie erwarteten ihn in einem kleinen Salon, ganz allein. Wagten kein Wort zu sprechen. Jacqueline betrachtete die vergoldeten Möbel, die Plüschvorhänge und dachte:

Hier, hier wird sich vor Ablauf einer Stunde alles entschieden haben.

Mit raschem Schritt trat Silenrioux ein. Er war sehr blaß. Der Glanz der grünen Augen verriet seine Erregung.

«Sie sind gekommen, Jacqueline, Sie sind gekommen!» rief er aus.

«Hervé,» sagte Dr. Flécheyre, während er auf ihn zuschritt, ohne ihm die Hand zu reichen, «du hast Gewaltmittel gebraucht, die deiner und unserer unwürdig sind.»

Die Stimme versagte ihm. Er sah Silenrioux an, dessen Gesicht so große Angst ausdrückte, daß Flécheyre weich wurde. Er fuhr fort:

«Ich werde dir verzeihen, wenn du sie glücklich machst.»

«O Meister!» rief Silenrioux leidenschaftlich. «Ich werde alles tun, was Sie wollen! Ich habe den Vertragsentwurf zerrissen. Ich werde hingehen, wo Sie wollen, nach der Schweiz, nach Holland. Werden niemals nach Deutschland zurückkehren. Jacqueline wird reich sein, sie wird glücklich sein, denn ich liebe sie!»

Hervé zitterte am ganzen Körper. Flécheyre lächelte und reichte ihm die Hand.

«Ich habe dein Wort, Hervé,» sagte er.

«Jacqueline!» rief Silenrioux, «nicht wahr, Sie haben Vertrauen?»

Sie sah ihn an. In ihren Augen flackerte ein Gedanke, denn sie nicht aussprach.

Da ergriff Hervé ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen.

Flécheyre wollte sie allein lassen und gab vor, eine Zeitung zu holen. Als er auf der Straße war, dachte er zornig:

Immer, wenn ich ihn wiederfinde, nimmt er mich gefangen. Ich bin willenlos ihm gegenüber. Die Glut in ihm. Ich habe ihm nicht einmal Douceville vorgeworfen ...

Jacqueline und Hervé standen sich stumm gegenüber. Er — plötzlich schüchtern, sie — erschreckt, widerstandslos, am Ende ihrer Kraft.

Da nahm er sie sanft bei der Hand, führte sie zu einem Sessel, ließ sie niedersitzen und setzte sich dicht neben sie auf ein Kissen. Und sein zu ihr erhobener Blick hüllte sie ganz ein.

«Jacqueline,» bat er, «zuerst muß ich Sie um Verzeihung bitten. Weil ich Gewalt gebraucht habe, wie Dr. Flécheyre sagt. Sehen Sie, wenn man liebt, wie ich Sie liebe, ist man entschuldigt ...»

Sie antwortete nicht.

«Jacqueline,» sprach er weiter, «ich war so unglücklich ohne Sie.»

«Sie unglücklich, Hervé?» In Jacquelines Stimme war ein großes Staunen.

Unglücklich er, den sie sich immer siegreich vorstellte, der alle Hindernisse überwand, nach seinem Willen über Menschen und Kräfte verfügte, der verbotene Mysterien enthüllte. Er, der allen überlegen war, ein Genie, fast ein Gott!

«Sie können sich nicht denken, wie einsam ich bin!» seufzte er.

Er versuchte, ihr diese Einsamkeit zu erklären. Wie gewöhnlich häufte er seine Worte und verwarf sie wieder ungeduldig, weil sie zu langsam und zu blaß waren.

Niemand konnte ihn verstehen. Sobald er etwas von seinem Innenleben offenbaren wollte, sah er, wie die Menschen ihm erschreckt auswichen.

«Alle ... alle ... Ich habe niemals Freunde gehabt. Nirgends. Ich versuch' es nicht mehr. Die Kollegen sind mißtrauisch. Meine Assistenten, auch Mirbel, gehorchen mir und schweigen ängstlich. Nur Dubreuil, ein armer, schwacher Mensch ... Sehen Sie, sogar Flécheyre. Ja, selbst er fragt sich jeden Augenblick, ob ich nicht ein Verrückter bin, oder ein genialer Verbrecher.»

«Er hat so viel gelitten,» warf Jacqueline ein. «Außerdem,» fügte sie zitternd hinzu, indem sie ihn scharf ansah, «wie soll man manche Ihrer Handlungen verstehen?»

«Ja,» erwiderte er, «die Geschichte vom Hasen und den Schildkröten ... wie sollen die Schildkröten die Sprünge des Hasen verstehen? Die Menschen von heute sind so langsam, resigniert, warten, leben, ohne zu wissen, überlassen es künftigen Generationen. Ja, Schildkröten!»

«Hervé,» wagte sie noch, «haben Sie niemals im Grunde Ihrer Seele Ihre Opfer schreien hören?»

«Ja,» gab er zu. «Früher. Aber ich habe diesen Schrei erstickt. Habe mich frei gemacht von jeder Tyrannei. Und Mitleid ist die größte. Ich will den Menschen ein reicheres und schnelleres Leben bereiten. Diese Gewißheit sprach mich frei von den Handlungen, die Ihr nicht versteht, die Flécheyre Verbrechen nennt. Und dennoch! Wirft er den slegreichen Generalen das Blut vor, das ihr Sieg gekostet hat? Und meine Siege sind größer und wertvoller!»

«Die Liebe ist auch eine Tyrannei,» begann sie nach einer Weile. «Wie lange werden Sie es aushalten? Wie lange wird der Hase die Schildkröte lieben? Auch ich bin langsam, resigniert, warte, trage die Bürde unserer Unwissenheit.»

«Ach! Jacqueline,» schrie er leidenschaftlich, «nein, Sie sind nicht wie die anderen! Mit Ihrer raschen Auffassung eilen Sie den Gedanken voraus. Sie können erraten, durch Mittel, die mir entgehen. Sie lesen in den Herzen.»

Lesen Sie in meinem, und Sie werden keine Angst mehr vor mir haben, Jacqueline. Wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie herbeigesehnt habe in jenen schrecklich einsamen Stunden, die mir schwarze Abgründe in meinem Leben sind, in die ich zu fallen fürchte.»

Er schwieg, sie lächelte. Mit einem Lächeln, das ihn schüchtern suchte. Bei diesem Lächeln fühlte



Die letzten Pferde von Paris

Das neueste Dekret des Pariser Polizeipräsidenten lautet dahin, daß die großen Boulevards und einige andere verkehrsreiche Straßen und Plätze im Innern der Stadt nicht mehr mit Pferdefuhrwerken befahren werden dürfen. Darum nicht, weil Gespanne jeder Art langsam und schwerfällig sind und die reibungslose Zirkulation stören. In der Tat, immer mehr verschwindet das Pferdefuhrwerk von der Bildfläche der Weltstadt, aber daß das Automobil doch noch nicht alle Zugtiere zu verdrängen vermochte, das zeigt dieses Bild von einem Kiosverladeplatz auf dem linken Ufer der Seine mit der Notre Dame im Hintergrund

Aufnahme Widder

Hervé eine unbekannte Frische. In seinem ganzen Wesen war ein köstliches Erschauern wie unter einem Frühlingsregen. Er gedachte seiner einsamen Jugend! Und jetzt, welch üppiger Rosenflor im Garten! Er benedete andere Männer, die geliebt werden. Er mußte seine Qual aussprechen, sich ganz anvertrauen. Und das Bekenntnis entschlüpfte ihm wie ein lebendiger Quell, den er bisher nicht gekannt hatte.

«Jacqueline, es gibt furchtbare Stunden, wo ich fühle, wie mein Gehirn mich fortreißt, immer schneller... Wohin: Ich weiß es nicht. Vergebens versuche ich dieses unerbittliche Tempo zu verlangsamen. Dann scheint es mir, als zerbräche mein Gleichgewicht. Meine Gefühle, mein Wille, mein Verstand, alles schwindet. Die Leidenschaft zu wissen zerstört mein ganzes Wesen. Ich bin nur noch ein rasendes Gehirn. Jacqueline, Sie müssen mir helfen, Sie müssen mir helfen, ein Mensch zu bleiben!»

Hervé beugte sich über sie und faßte ihre Hände, als wäre diese zarte Stütze seine letzte Rettung. Sie lächelte noch immer. Lächelte darüber, daß ihre Angst in Hervés Gegenwart schwand, da er selbst ihre Hilfe anrief. Er vergaß seine Macht, indem er sich nach ihr sehnte. Und ihr Herz war von Mitleid erfüllt. Er litt, sie kam ihm zu Hilfe. Sie sah wieder die kleinen flackernden Lichter mitten in der Nacht und dachte, daß es vielleicht ihre Bestimmung war, diese Seele zu erleuchten, die Seele, die sich sträubte und litt in ihrem wunderbaren Reichtum.

Da fiel plötzlich alles Starre von ihr ab, es wich die drückende Finsternis, die seit drei Tagen auf ihr lastete.

«Sie werden nicht mehr allein sein, Hervé», sagte sie leise.

#### V. Der Tod.

Bald ein Jahr! dachte Dr. Flécheyre, als er sich aus dem Fenster des Zuges lehnte, der nach Haarlem eilte. Ein Jahr, seit Jacqueline verheiratet ist!

Er erinnerte sich der kurzen Verlobungszeit in Berlin, als Jacqueline nervös und blaß umherging, die Augen weit aufgerissen, ohne etwas zu sehen, eine Iphigenie vor ihrem Opfer. Neben ihr Silenrioux: aufmerksam, verliebt, mitteilend, begeistert, jede Bewegung der Ausdruck ungeduldiger Freude. Endlich ist er aus seinem Traum erwacht, sieht auf das Leben ringsum, als hätte er es noch nie gesehen. Er spricht vom Hause in Holland, wo er sein Glück behütet, von seinem Garten, wo er Tulpen und Gladiolen pflanzen wird. Seine früher so gespannten Züge sind sanft und weich. Er wird schöner. Seine Stimme hat zärtliche Akzente. Er staunt sagte sich Flécheyre immer wieder:

Hervé ist verwandelt! Die Liebe entwickelt sein Gewissen, verschafft ihm die Freuden und Genüsse eines normalen Menschen!

Und Jacqueline gewöhnt sich nach und nach. Am Vorabend ihrer Hochzeit sagt sie zu ihrem Meister: «Jetzt fürchte ich mich nicht mehr! Er ist so gut zu mir!»

Flécheyre hat sie nach ihrer Rückkehr aus Spanien einige Stunden auf dem Bahnhof von San Sebastian gesehen. Eine Hochzeitsreise, die drei Monate dauerte. Und da hätte er Jacqueline fast nicht wiedererkannt. Jacqueline, verliebt, erblüht, elegant, nichts mehr von der früheren, emsigen Sekretärin. Ihre zum Gatten erhobenen Augen haben einen neuen Blick; Hingebung und Geheimnis spiegeln sich in ihnen. Und dies Lachen, das Flécheyre nie gehört hat! Er ist über alles Erwarteten beruhigt, seine Gewissensbisse schwinden, er verzeiht sich selbst und ist dennoch einen Augenblick betrübt, wie nach einer Enttäuschung — weshalb?

Jacqueline braucht uns nicht mehr!

Er kann sich nicht mehr genau Silenrioux an jenem Tage vorstellen. Jacqueline beschäftigte zu sehr seine Gedanken; sie flüsterte ihm ins Ohr:

«Sie hatten recht, Meister, ich bin glücklich.»

Und leiser noch einige Worte, während die schö-

nen glänzenden Augen sich vor Bewegung verschleiern, die rasche, zärtliche Bitte:

«Sie werden Pate sein, nicht wahr?»

Nein, er erinnerte sich nicht mehr an Silenrioux' Gesichtsausdruck. Er weiß nur, daß er hastig war wie gewöhnlich, sich weigerte, Station zu machen, Eile hatte, nach Haarlem zu kommen und sein Laboratorium einzurichten.

In die Gegenwart zurückversetzt, betrachtete Dr. Flécheyre die Kanäle, die so deutlich die Wolken widerspiegeln, daß man glauben könnte, lange Himmelsbäche fließen durch das flache Land. Ueber die Wiesen gleitet zaghaft die Oktobersonne. Sein alter Traum packt ihn wieder: Silenrioux, der, menschlich und gewissenhaft geworden, eines Tages in das physiologische Institut zurückgekehrt, Flécheyre den Weg weist zu unvollendeten Entdeckungen, dem Krebsserum, dem Serum der Tuberkulose, die Krankheiten nacheinander beseitigt. Ja, später vielleicht, warum nicht?

Dann würde ich kein Verbrechen begangen haben, als ich einem Menschen Allmacht verlieh. Dieser Mensch wäre ein Wohltäter, wie René es geträumt hat.

Endlich in Haarlem.

Vom Bahnsteig winkt ihm eine junge Frau in Weiß, eilt an sein Coupéfenster.

«Jacqueline!»

Er umarmt sie väterlich.

«Hervé?»

«Meister, er ist untröstlich! Man hat ihn heute früh telephonisch in sein Laboratorium auf den Dünen aberufen. Sie werden ihn mittags sehen.»

«Wie geht es ihm?»

«Ich finde ihn sehr abgespannt», sagt sie zögernd. «Er arbeitet Tag und Nacht.»

Sie nimmt seinen Arm, zieht in fort, läßt ihn in die schöne Limousine einsteigen, die vor dem Bahnhof wartet.

Flécheyre fragt nach seinem Patenkind, dem kleinen René, erzählt von seiner Frau. Er sieht Jacqueline an und entdeckt Besorgnis in ihren braunen Augen.

Sie gleiten über die breite stille Straße, den Kanal entlang, dann steigt der Weg zwischen Gärten an. «Ihr wohnt ganz außerhalb der Stadt!» sagt Flécheyre.

Ein Haus aus Backstein mit Kletterrosen, ein Garten, inmitten von Tannen, und dahinter eine lange, weiße, ganze neue Fassade, deren Zweck Flécheyre errät:

«Er hat doch ein schönes Laboratorium hier», sagte er; «hat er ein anderes errichtet?»

«Ja, vier Kilometer entfernt, in den Dünen. Eine reine Wüste. Man mußte eine Straße für das Auto anlegen.»

«Warum so weit?»

Jacqueline schüttelte den Kopf.

«Ich weiß nicht!»

Das Auto hält. Flécheyre vergißt das Aussteigen. «Erzählt er dir nicht mehr von seinen Arbeiten?»

«Er hat keine Zeit», murmelt sie. «Er sagt, ich könnte es nicht verstehen. Es ist so ganz anders als die Arbeit, an die ich gewöhnt war.»

Sie beugt sich vor, um den Wagenschlag zu öffnen, und zeigt auf einen blauweißen Korb unter den Bäumen zu Füßen einer Kinderfrau.

«Kommen Sie zu meinem Kleinen!»

Silenrioux kam erst, als sie zu Tisch gingen. Er war sehr erfreut, seinen Lehrer wiederzusehen. Hatte wieder seine eilige Geste, seine absorbierte Miene. In wenigen ironischen Worten erzählte er von den Schwierigkeiten, die er hatte, bis es ihm gelang, ein Stück Düne zu erwerben. Flécheyre fragte ihn über die Eindrücke von Spanien.

«Oh! Spanien, das ist schon so fern», meinte Hervé.

Er ließ Jacqueline sprechen. Und immer, wenn sie sein Zeugnis anrief und sich an ihn wandte: «Nicht wahr, Hervé?» glied er einem Menschen, den man aus dem Schlafe weckt.

Trotzdem drang er auf schnelles Servieren, ließ Flécheyre kaum Zeit, seinen Kaffee zu trinken. Schon stand er auf, wartete auf ihn, faßte seinen Lehrer unter und zog ihn fort.

«Ich will Ihnen gleich mein neues Laboratorium zeigen!»

Sie gingen durch den Garten, und Flécheyre sah Lilienbeete in voller Blüte, gelbe und weiße Narzissen, Tulpen und große Büschel Pfingstrosen mit schweren rosa Köpfen.

(Fortsetzung folgt)